

BEHINDERTE PÄDAGOGEN

Lehrer und blind

Sie unterrichten am Gymnasium und zeigen ihren Schülern jeden Tag, was alles möglich ist

VON Johanna Schoener | 05. Januar 2011 - 07:00 Uhr

Wenn es nach Himbeerkaugummi, Linoleum, Toner und vielen Menschen riecht, geht ein Kribbeln durch Martin Parks Bauch. Das ist die positive Anspannung, die einsetzt, sobald die Schultür hinter ihm zufällt und er mit seiner Labradorhündin Gianna in die Masse aus Schülern und Lehrern hineingezogen wird. Im Slalom bahnen sich die beiden ihren Weg um lärmende Schülergruppen und grüßende Kollegen herum. Am Faust-Gymnasium im baden-württembergischen Staufen gehen rund 1400 Menschen ein und aus. Den 30 Jahre alten Martin Park würde man in dem Gewusel wohl am wenigsten erwarten. Seit einem Jahr ist er Referendar für Französisch und Geografie – und er ist blind .

Er sieht weder, dass an diesem kalten Montagmorgen draußen vor den Fenstern des Raums 104 der Nebel hartnäckig an den Baumwipfeln des Schwarzwalds klebt, noch, dass die elektronische Tafel hinter ihm weiß bleibt. »Erkennt ihr da was?«, fragt Park. »Nö«, rufen seine Schüler. Dann brabbeln eine Computerstimme in irrer Geschwindigkeit die Fehlermeldung herunter, die auf dem Bildschirm des Laptops aufplopt. Park tastet am Boden neben seiner schlafenden Hündin nach einem Kabel und stößt es ein. Nun erscheint eine goldgrüne Afrikakarte, es kann losgehen: Geografieunterricht in der Sieben, die klimatische Situation am Äquator, Kartenbeschreibung.

»Hier!«, ruft ein Junge aus der hinteren Reihe. Park wirft einen kleinen Ball zielsicher in die Richtung, aus der die Stimme kam. Der Schüler fängt, darf sprechen – und später per Wurf den Nächsten drannehmen. Der Meldeball sei nur einer seiner Tricks, sagen die Siebtklässler in der Pause. Sie reden wild durcheinander, um zu erklären, wie ihr Referendar arbeitet: »Er hat ein Handy, das total schnell und leise seine Notizen vorliest!« – »Einen Computer, der reden kann.« – »Eine Uhr, auf der er die Zeit ertastet.« – »Und einen iPod, auf den wir ihm in der ersten Stunde unsere Namen und Hobbys gesprochen haben.« Die Namen habe Herr Park ihren Stimmen schneller zuordnen können als manch anderer Lehrer ihren Gesichtern.

»Die Schüler nehmen bei ihm besonders viel mit«, sagt Otmar Fuß. Er ist Geografielehrer am Faust-Gymnasium und sitzt als Parks Mentor oft mit im Klassenraum. Dabei beobachtet er, dass das Verhältnis zwischen Referendar und Schülern besonders partnerschaftlich ist. Martin Park sagt Sätze wie: »Ich brauche mal jemanden mit ganz scharfen Augen.« Oder seine Schüler rufen: »Vorsicht!«, wenn er während der Gruppenarbeit von Tisch zu Tisch geht und dabei fast übers Kabel des Diaprojektors stolpert. Im Klassenraum 104 sind Lehrer und Schüler aufeinander angewiesen und helfen sich gegenseitig.

Für das Faust-Gymnasium ist das ein Experiment. Schüler mit Behinderung haben sie dort öfter – aber einen Lehrer, der nichts sieht? Das konnte sich anfangs selbst an dieser lebendigen, modernen Schule kaum einer vorstellen. Wie soll er sich in dem verwinkelten Gebäude zurechtfinden, wie den Unterricht machen? Und dann auch noch ausgerechnet Geografie?

Seit Martin Park das erste Mal mit seiner Frau die 27 Kilometer von Freiburg bis zur Schule auf dem Tandem angeradelt kam, sorgt er dafür, dass die Bedenken schrumpfen. Er hat ihnen viel entgegensetzen: Gute 1,80 Meter ist er groß, durchs Klettern, Wandern und Paddeln sind seine Schultern breit geworden. Obwohl er kurz nach seiner Geburt erblindete, fährt er Wildwasserstrecken, die Namen wie Preußenschleuder oder Pastorentöter tragen. Er orientiert sich an den Geräuschen des Kajaks vor ihm, am Gurgeln des Wassers und am Rauschen der Bäume am Ufer. Mit seinen Kumpeln ist er kreuz und quer durch Frankreich gewandert und erkennt dort am Geruch, ob er sich im Norden oder Süden, im Laub- oder Nadelwald befindet. »Man merkt, dass er die Landschaft spürt«, sagt sein Mentor. Mit Reliefkarten, Sturheit und Begeisterung hat er sich durch sein Studium gearbeitet. Warum also sollte er jetzt nicht unterrichten?

Dass diese Frage rhetorisch aufgefasst wird, ist in Deutschland nicht selbstverständlich. Nur wenige Menschen mit Behinderung unterrichten an regulären Schulen. Geschichten von Lehrern, die während ihres Berufslebens erblinden, sich bemühen, ihrer Arbeit weiter nachzugehen, und in einer Nische landen, etwa nur noch Hausaufgaben betreuen oder sich um Computerräume kümmern, gibt es einige. Geschichten von blinden Menschen, die sich von vornherein dafür entscheiden, sich vor eine Klasse sehender Kinder zu stellen, nur selten.

Vor drei Jahren wollte das bayerische Kultusministerium eine Lehramtsstudentin mit erstem Staatsexamen aufgrund ihrer Sehbehinderung nicht zum Referendariat am regulären Gymnasium zulassen. Eine blinde Lehrerin könne Schülern und Eltern nicht zugemutet werden, hieß es in dem Ablehnungsbescheid (die *ZEIT* berichtete). Sie ging vor Gericht, bekam recht und eine Referendariatsstelle.

Inzwischen hat Bettina Koletnig das zweite Staatsexamen, ist 34 Jahre alt und seit einem Jahr Lehrerin für Französisch und Deutsch am Dante-Gymnasium in München. Die Frage, warum sie nicht an eine Blindenschule gegangen sei, hört sie auch heute noch gelegentlich. Und sie kann sie nicht leiden: »Wir sind als Blinde Teil dieser Gesellschaft, und ich will das, verdammt noch mal, auch beruflich ausleben.« Ständig werde davon ausgegangen, dass sich sehende und blinde Menschen in getrennten Welten bewegen, dabei seien sie doch gar nicht so verschieden. Ihr Schulleiter Bernhard Fanderl, an dessen Gymnasium die Integration körperbehinderter Schüler im Gründungsauftrag steht, sieht das zum Glück genauso. Als er gefragt wurde, ob er eine blinde Lehrerin einstellen würde, beschloss er deshalb, nicht zu überlegen, ob, sondern wie es funktionieren könnte. Heute weiß er,

dass es wunderbar funktioniert, wenn die fachlichen Voraussetzungen stimmen und das Ministerium dabei hilft, geeignete Rahmenbedingungen zu schaffen.

Unabhängig voneinander haben die Gymnasien, an denen Koletnig und Park beschäftigt sind, ähnliche Lösungen gefunden für jene organisatorischen Fragen, die den Blinden den Alltag erschweren: Kompliziert wäre es zum Beispiel, wenn die beiden zwischen den Stunden jedes Mal den Raum wechseln und ihre Technik neu aufbauen müssten. Deswegen unterrichten sie fast immer im selben Klassenzimmer. Auch große Schülergruppen sind für sie, die fast alles nach Gehör und Gedächtnis regeln, noch anstrengender als für Kollegen. Aus diesem Grund werden die Klassen in ihrem Unterricht geteilt. Weil die Vorbereitung mühsamer ist, gewährt ihnen das Kultusministerium eine Stundenermäßigung – bei der Lehrerin Koletnig sind es sechs Stunden und beim Referendar Park zwei.

Und dann ist da noch das Problem mit den Klassenarbeiten, die korrigiert werden müssen. Dafür bekommen sie Hilfe: Für insgesamt 30 Stunden pro Woche bezahlt das Integrationsamt eine Assistentin für Koletnig, bei Park sind es 75 Stunden im Monat. Die Assistenten unterstützen sie, indem sie Klausuren in den Computer übertragen oder vorlesen, Lehrbücher einscannen oder sie in die Klasse begleiten. »Aber nur an besonders stressigen Tagen«, betont Park. Er will selbst die Kontrolle behalten und möglichst normalen Unterricht machen. Der Grat zwischen notwendiger Unterstützung und Sonderbehandlung ist schmal. »Mit ein bisschen Entgegenkommen ist er eine vollwertige Lehrkraft«, sagt sein Mentor. Und den langfristigen pädagogischen Effekt auf die Schüler könne man ja ohnehin überhaupt nicht messen.

Schließlich steht da jeden Tag jemand vor jungen Menschen und zeigt ihnen, was man unter widrigen Umständen alles schaffen kann, wenn man sich reinhängt, und dass man sich durch schwierige Situationen durchboxen kann, wenn man nur will.

Bettina Koletnig, die nun schon seit drei Jahren unterrichtet, verschweigt nicht, dass dieser Beruf für sie mit mehr Aufwand verbunden ist als für die meisten Kollegen. Das ändere sich auch nicht, wenn das Referendariat mit den vielen Prüfungen rum sei und ein bisschen Routine in den Schulalltag einkehre. Trotzdem steigt sie jeden Morgen gern in die U-Bahn zur Schule. Von der Haltestelle aus sind es etwa fünf Minuten zu Fuß bis zum Schultor und dann ungefähr sechzig Schritte, drei Stufen, zwölf Schritte, zehn Stufen und noch mal drei Schritte bis zur Eingangstür des Gymnasiums.

Für Koletnig und ihren Führhund Kimbo ist der Weg oft ein wenig länger. Kimbo macht Schlenker, um an Safttüten zu schnupern oder Brötchenreste zu fressen, die Schüler auf den Boden geworfen haben. »Vorant!«, befiehlt sie dann, und es hört sich ein wenig so an, als würde sie sich damit auch selbst antreiben. Wenn wie am Vorabend der Drucker bis Mitternacht streikt und die dringend benötigten Blätter einfach nicht ausspuckt, ist es für sie noch komplizierter als für einen Sehenden, das Problem zu beheben. Und wenn sie dann schon müde in die erste Stunde Französisch bei den Neunern kommt, stellt sie sich

manchmal für einen Moment selbst die Frage, die sie eigentlich nicht leiden kann: Warum tue ich mir das eigentlich an?

Sobald sie vor der Klasse steht, ist die Müdigkeit ihr aber nicht mehr anzumerken. Ihr Rucksack liegt auf dem Stuhl, denn sie sitzt eh nie, sondern läuft lieber durch den Raum. Ihre Stimme klingt voll und warm, als sie eine Schülerin aufruft. Dass das Mädchen sich die Nägel knallrot lackiert hat und einen schwarzen Hut trägt, während sie selbst mit ihren halblangen gewellten Haaren, Jeans und Pullover eher zurückhaltend auftritt, sieht Koletnig nicht. Äußerlichkeiten spielen in ihrem Unterricht keine Rolle. Das Mädchen mit dem Hut und ihre Freundinnen erzählen, dass sie erst Mitleid mit ihr hatten und fürchteten, sie könne sich nicht durchsetzen. Heute bewundern sie ihre Lehrerin dafür, wie sie ihren Alltag meistere und wie gut ihr Gehör sei. Nicht mal trinken könne man heimlich in ihrem Französischunterricht, der sich ansonsten nicht sonderlich von anderen Stunden unterscheide. Auf das Interesse an ihr reagieren sie erstaunt: »Bei uns gibt es auch behinderte Schüler, warum sollte es keine behinderten Lehrer geben?«

Dass die Schüler viel unbefangener mit seiner Behinderung umgehen als die Erwachsenen, denen er an der Supermarktkasse oder in Behörden begegnet, erlebt auch Martin Park. Er hofft, dass sie das Blindsein später weiterhin nur als eine Eigenschaft von vielen, und zwar nicht als die dominante, begreifen. Bevor das Referendariat anfang, wurde er vom staatlichen Seminar für Didaktik und Lehrerbildung gefragt, ob sie etwas am Gebäude beachten sollten, etwa ein vorstehendes Brett von der Wand abschrauben. Doch Umbaumaßnahmen extra für ihn wollte er auf keinen Fall. »Im Zweifel«, sagt er, »renne ich halt mal irgendwo gegen.«

Diesen Artikel finden Sie als Audiodatei im Premiumbereich unter www.zeit.de/audio

COPYRIGHT: ZEIT ONLINE

ADRESSE: <http://www.zeit.de/2011/02/C-Blinde-Lehrer>